



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 31.

Wiesbaden, den 5. August 1897.

II. Jahrgang.

Don Juan in der Klemme.

Humoreske von A. von Winterfeld.

(Fortsetzung.)

„Du warst bei Deiner Mutter — wie?“

„Ganz recht,“ antwortete sie schnell, „ich war bei meiner Mutter!“

„Was macht sie denn?“

„O, ich danke; sie ist ganz wohl! Ich soll Dich von ihr grüßen!“

Sie athmete ordentlich frei auf, weil das so glatt gegangen; aber es zogen schon Wolken auf.

Das Mädchen trat wieder mit jenem abscheulichen Lächeln ein, vor dem sie zitterte.

„Einen Brief für die gnädige Frau, von der Mutter der gnädigen Frau —“

„Von Deiner Mutter?“ fragte Delfeld erstaunt. „Du kommst ja eben erst von ihr!“

Emma befand sich in der tödtlichsten Verlegenheit.

„Ja, ich begreife auch gar nicht!“ sagte sie.

„Das ist ja eine sonderbare Geschichte! Was kann sie Dir zu schreiben haben! Er wollte Anna den Brief abnehmen; doch die Frau griff schnell danach. Delfeld sah sie erstaunt an. „Was ist denn das? Hast Du Geheimnisse vor mir?“

„Geheimnisse?“ wiederholte das arme Weib zitternd.

„Ach nein, ganz und gar nicht! Ich bin bloß sehr neugierig, zu erfahren, was in dem Briefe stehen mag.“

„Nun, dann lies ihn doch, anstatt ihn immer zwischen den Fingern herumzudrehen!“

Was sollte Emma thun? Sie geriß das Rouvert, las und stieß einen Schrei aus.

„Nun, was steht denn in dem geheimnißvollen Briefe?“ fragte der Gemahl.

„Ach, nichts, gar nichts!“ lautete die Antwort, wobei Emma den Versuch des Lächelns machte.

„Gar nichts? Du scheinst doch aber ganz bestürzt zu sein! Nun bitte ich ernstlich um den Schlüssel zu diesem Räthsel!“ Er nahm ihr den Brief weg und las: „Seit zwei Tagen habe ich Dich nicht gesehen, liebes Kind —“ Delfeld ließ das Papier sinken und blickte seine Frau an. „Seit zwei Tagen?“ fragte er.

„Sie will wohl sagen, seit einer halben Stunde?“ Dann las er weiter: „Ich bin ein wenig leidend — Du sagtest aber doch, daß sie wohl sei!“

Emma vermochte kaum noch, sich zu beherrschen; sie

wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen und hätte geweint. Sie wußte kaum noch, was sie sprach.

„Ja, das sagte ich allerdings!“ entgegnete sie. „Ich kann mir selber nicht erklären —“

„Du hast sie also nicht gesehen?“ fragte der Gemahl.

„O, natürlich! Ganz natürlich habe ich sie gesehen!“

„Werde ich nun aber endlich erfahren —?“

Delfeld begann bereits sich zu erheben; es war die höchste Gefahr; da half das Dienstmädchen ihrer Herrin.

„Das ist ja aber ganz einfach!“ sagte sie. „Die gnädige Frau Mutter werden den Brief wohl schon heute morgen geschrieben haben, ehe die gnädige Frau dort war.“

„Ja, ja, so wird es wohl sein!“ stimmte Emma lebhaft bei.

„Aber wenn sie ihn heute morgen geschrieben hat,“ forschte Delfeld weiter, „wie geht es denn zu, daß er jetzt erst ankommt?“

Doch auch darauf wußte das Mädchen eine Antwort zu geben.

„Das ist ja weit einfacher, gnädiger Herr! Die Frau Mutter werden Johann den Brief gegeben haben; aber Johann hat unterwegs wieder gebummelt; er ist so unzuverlässig —“

„Ja, so wird es wohl gewesen sein!“ bestätigte Emma.

So kam sie immer weiter in die Schuß hinein; sie nahm das Mädchen schon zu ihrer Mitschuldigen an; sie gestattete, daß es für sie log.

Delfeld wollte der Sache auf den Grund gehen. Das mußte doch zu erfahren sein!

„Anna, rufen sie den Johann heraus!“ befahl er deshalb.

„Ach, das trifft sich recht unglücklich, gnädiger Herr! Der Johann ist eben fortgegangen.“

Und das sagte sie mit solch' ehrlichem Gesichte, daß es geglaubt werden mußte. Sie spekulierte dabei ganz richtig: nach einer Stunde hatte es der Herr vergessen; wenn man nichts Böses voraussetzt, schrumpft die Geschichte ja zur Lappalie zusammen.

Der schroffe Wechsel von Gemüthsbewegungen hatte Emma angegriffen; sie sah bleich und leidend aus, und als Gustav es bemerkte, gab sie den wiederkehrenden

Kopfschmerz als Ursache an. Da trat natürlich alles andere in den Hintergrund, und der zärtliche Gatte lief nach Aether, den er im Atelier stehen hatte.

Als er hinaus war, trat das Mädchen dicht zu ihrer Herrin heran.

„Na, gnädige Frau,“ sagte sie in vertraulichem Tone, „habe ich Ihnen nicht gut aus der Patzche geholfen? Johann ist gar nicht weggegangen; aber seien Sie nur ganz außer Sorgen — jetzt wird er fortgeschickt.“

Die Dienerin hatte das Zimmer kaum verlassen, als die Thür wieder aufging, und ein hübscher Damenkopf hereinlachte.

„Ich bin es! Bist Du allein?“

„Molly! Du! Mein Gott, in welcher Verlegenheit stehst Du mich!“

Die Freundin huschte schnell an ihre Seite.

„Und mich hast Du mit hineingerissen!“

„Doch die andere hörte nicht darauf; sie hatte jetzt nur Sinn für ihre eigene Angelegenheit.“

„Welch' eine Menge Fragen zu beantworten!“ fuhr sie fort. „Ausflüchte zu machen — und in dieser Fluth von Mißthätigkeiten plakt mir noch ein Brief von meiner Mutter hinein — wie eine Bombe.“

„Ach, wenn es nur das wäre!“ seufzte die Freundin. Emma erschraf.

„Wie? Ist denn noch mehr passiert?“

„Natürlich!“ erzählte Molly. „Mein Gatte befindet sich in einem Zustande der Aufregung, der schwer zu beschreiben ist. Er beschuldigt mich, in seiner Abwesenheit den bewußten Herrn empfangen zu haben; er ist eifersüchtig auf ihn. Bis jetzt habe ich ein heroisches Schweigen beobachtet, habe mich lieber anklagen lassen, als daß ich Dich verrathen hätte. Du wirst aber einsehen, daß diese Position nicht zu halten ist. Mein Glück würde gefährdet, meine Ehe mir zur Hölle werden. Der arme Täuble geberdet sich, daß es einem das Herz zerreißen könnte. Du mußt nothwendigerweise den Entschluß fassen, Deinem Manne alles zu gestehen.“

Doch dagegen opponirte Emma mit der größten Entschiedenheit.

„Ich — gestehen? Niemals! Das kannst Du doch nicht von mir verlangen!“

„Aber weshalb denn nicht?“ fragte die andere. „Die ganze Sache ist doch nur eine Unbesonnenheit von Deiner Seite. Du bist nicht schuldig, Du hast Dir ja nichts vorzuwerfen.“

„Und alle Lügen, die ich zutage gefördert habe? Daß ich bei meiner Mutter gewesen bin, und weiß Gott, was noch alles. Wenn Gustav erführe, daß ich ihn getäuscht, würde er mir nie mehr glauben! Ich würde sein ganzes Vertrauen einbüßen.“

Was dem einem recht, das ist doch aber dem andern billig. Ganz dasselbe war bei Molly der Fall und sie hatte keine Schuld dabei. Ehe sie noch eine Entgegnung machen konnte, trat Derselb ein und reichte seiner Gattin ein Platon. Erst als er es gethan, begrüßte er die Freundin.

„Ich war so beunruhigt um Emma's Gesundheit,“ motivirte diese ihr Hiersein, „und da wollte ich mich doch gern erkundigen.“

„Sie sind zu gütig, verehrte Frau! Der Ausgang ist ihr nicht sonderlich bekommen.“

„Es geht schon wieder besser,“ beruhigte ihn Emma.

„So plötzlich!“

Der Moment schien der andern günstig für ein Geständniß.

„Sage ihm alles!“ zischelte sie der Freundin ins Ohr. „Ich bin ja da; ich werde Dir helfen.“

Der Entschluß war gewiß recht schwer; sie schwankte noch einen Moment; dann schien sie es wagen zu wollen, als das Mädchen eintrat.

„Es ist jemand draußen, der den gnädigen Herrn zu sprechen wünscht,“ wendete dasselbe sich an diesen, „sein Name ist Kneifer.“

„Richtig! Ich dachte nicht mehr daran. Führen Sie ihn in mein Zimmer.“

Das Mädchen ging wieder, und Derselb verabschiedete sich von den Damen.

Als er in seine Arbeitsstube trat, kam ihm der Erwartete sofort entgegen. Er sah noch etwas erschauert aus; im übrigen hatte er sich aber so ziemlich beruhigt.

„Sie sehen, daß ich Wort halte, lieber Herr!“

Dieser bedeutete ihm mit einer kalten Handbewegung, Platz zu nehmen.

„Ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen“, begann er dann; „ich bin Täuble's Freund und darf es daher nicht dulden, daß Sie sein Glück zerstören.“

„Da liegt ja eben der Irrthum!“ gab Kneifer sofort zurück. „Ich will ja Herrn Täuble's Glück durchaus nichts anthun. Das Glück des Herrn Täuble ist für mich die allerrespektabelste Sache von der Welt.“

„Ich habe Sie doch aber bei ihm gefunden,“ unterbrach der Maler.

„Ganz recht.“

„Allein — bei seiner Frau.“

„Aberdings!“

„Bei seiner Frau, die Sie im Opernhause lognettiert hatten.“

„Alles wahr! Es ist eine hübsche Frau, und ich lognettiere alle hübsche Frauen.“

„Täuble hatte es aber gemerkt, und wenn er Sie in seinem Hause angetroffen hätte —“

„Er hat mich ja auch angetroffen, lieber Freund!“

Derselb war erstaunt. Das wußte er noch nicht. „Wenigstens auf der Treppe,“ ergänzte Kneifer;

„er ist hinter mir her gesetzt. Alle Wetter, war das 'ne Jagd! Aber der arme Teufel hat sich ganz umsonst abgequält. Hatte ja gar nichts zu befürchten. Seiner Frau wegen bin ich ja nicht zu ihm gegangen.“

Der Maler wollte es nicht glauben.

„Gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ bekräftigte der andere. „Ist mir gar nicht in den Sinn gekommen.“

„Dann werden Sie mir wenigstens eine Erklärung geben.“

„Von Herzen gern! Belauscht werden wir doch hier nicht? Na, schön!“ Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Der Besuch war nur die Folge eines Abenteuers. Ich werde Ihnen das erzählen. Als ich nämlich heute morgen von dem bewußten Frühstück komme und natürlich 'nen kleinen Schwipps mitbrachte, begegne ich auf der Straße einer reizenden Frauengestalt und gehe ihr nach; sie geht hierhin, sie geht dorthin, und endlich nach vielen Kreuz- und Quergängen sehe ich sie in das Haus treten, wo ich sie getroffen habe. Ich gehe ihr abermals nach. Wenn ich nicht 'nen kleinen Schwipps gehabt hätte, würde ich ihr natürlich nicht nachgegangen sein. Eine böse Na-

sicht hatte ich nicht dabei. Na, kurz, es geschah also, und ich finde die schöne Flüchtige, eine Freundin der Frau Täuble. Ich mache ein paar unschuldige Redensarten. Sie zittert, sie schreit; aber die Sache würde noch ganz glücklich abgegangen sein, wenn nicht plötzlich —

Hier im interessantesten Momente, wurde die Thür aufgerissen und der Registrator stürzte wuthentbrannt herein.

(Schluß folgt.)



Werner und ich.

Ein humoristisches Bild aus der Sommerzeit
von Georg Paussen.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne meint es reichlich gut, auf einer Gartenbank, nahe an der Landstraße, in einigem Schatten sitzen Werner und ich in leidlichem Behagen. Werner sieht aus seinen dunklen Augen die Straße hinauf, ob nicht etwas erscheint, was für ihn ein besonderes Interesse hat, und ich habe aufzupassen, daß der kleine Dursche nicht unversehens von der Bank herunterpurzelt.

Werner ist vor einigen Monaten ein Jahr alt geworden; wenn ich ihn in der Ueberschrift seinem um vier Jahrzehnte älteren Onkel vorangestellt habe, so geschieht dies, weil er hier die Hauptperson spielt. Er versucht auch sonst, sich als Hauptperson aufzuspielen, aber dann geht ihm wieder die Ruthe vor. Und so läßt er's.

Werner's Mama und Tante machen einen Gang zur Stadt, der Onkel soll Werner behüten und Werner's neues rosa Kleidchen. Zur Belohnung wird dem Onkel ein gefüllter Bierkrug zur Seite gestellt, einer, denn der Ausgang soll nur eine Viertelstunde höchstens dauern.

Nun sind wir drei allein, Werner, ich und der Bierkrug. Werner juckt in der scharfen Hitze die Nase, mir nicht minder. Nach aller Verständigen Urtheil bedeutet das Durst! Der Bierkrug steht da in einsamer Majestät. Ein Paar Biertröpfchen hängen am Deckel, ein halbes Duzend Fliegen ist gerade im Begriff, eine solenne Kneiperei zu beginnen.

Behutsam ziehe ich den Krug zu mir hinüber. Dabei stößt er klappernd gegen die Lehne, hinter der ich ihn schnell verberge. Werner fährt bei dem Geräusch empor, er steht sich rechts um und links um, reißt seine Nase und sieht immer noch nichts.

Er denkt nach, worüber, ist bei dem Schlaupfischwer zu ermessen; ich denke, wie ich den Bierkrug bekomme. Denn ein stiller Genuß ist vorbei, wenn der Junge den Humpen erblickt. Er hat es schon mehrmals bewiesen. Freilich, zwischen Rhein und Memel ist der Durst ja nicht selten angeboren, und zwar meistgerade für „verbotene flüssige Stoffe“.

Jetzt, mit einem Male biegt sich Werner scharf nach vorn, um ein Haar wäre er von der Bank gefallen. Kaum halte ich ihn fest. Aber er ist nicht ein Zehntel so erschrocken, wie ich, er lächelt sogar, gar nicht listig, wie er pflegt, wenn er etwas im Schilde führt, sondern lieblich wie ein kleines Mädel.

Ein Pubel trabt vorüber, Werner ruft kräftig: „Bau, bau!“ Der Pubel trottet näher, Werner strebt zur Erde, streichelt dem Vieh das Fell, und schnell hebe ich den Krug, das heißt, ich versuche es, denn wie der Blix ist der Junge herum und hält den Krug fest, mit einem wahrhaft unheimlich lieblichen Lächeln.

Was bleibt da übrig? Ich sehe Werner wieder neben mich, er klappt ein paar Male mit dem Deckel, klemmt sich den Finger, ohne daß sein Lächeln verschwindet, läßt dann mich klappen und thut, als ob gar nichts wäre. Pubel schaut uns drei an.

Werner zaust den Pubel mit der Rechten am Ohr, ich öffne behutsam den Krug, Werner macht noch immer „Bau, bau!“, ich trinke einen Schluck, wie der Blix ist der Junge herum und lacht laut auf. Aber er ist artig, sagt gar nichts, er hat sein Attentat aufgegeben. Gottlob, denn das neue Kleidchen ist mir extra zur schärfsten Dshut anbefohlen. Die moderne Jugend ist also doch nicht so schlimm, wie sie immer gemacht wird.

Doch die Hitze brennt gewaltig, ein Trunk Bier ist ein Tropfen auf den heißen Stein, und die fünfzehn Minuten Wartezeit sind ja bald um. Zum Glück kommt da auch gerade eine kleine Spielfameradin von Werner, Fräulein Rätke.

Der Junge ist Gentleman, „Däh!“ schreit er, zappelt mit Armen und Beinen und macht sich zur würdevollen Begrüßung auf den Weg. Ja, da ist der günstige Moment doch nochmals verpaßt, denn trinke ich, so läuft der Jüngling allein, schlägt möglicherweise in seinem jugendlichen Leichtsinne zu Boden, und wer dann den Text gelesen erhält, ist natürlich Werner nicht.

Ich loofte also die beiden kleinen Menschenkinder wieder zur Bank, wobei ich bemerke, daß aus der Wartezeit von einer Viertelstunde schon eine solche von zwanzig Minuten geworden ist. Herrgott! Das schöne Bier kocht ja in der Sonne.

Werner blickt mit seinem unschuldigen Lächeln nach dem Krüge, aber er rührt keine Hand. Gottes Segen über artige Kinder! Gerade will ich den Krug ansehen, da schreit er: „Mann, Mann!“ Richtig, der Briefträger kommt, ich gehe ihm ein Paar Schritte entgegen, Werner lächelt mit bezaubernder Liebendwürdigkeit, ich drehe ihm einen Augenblick den Rücken —

Pardaus, ein Weheschrei, auf dem Erdboden liegen Werner, Krug und das schöne, schöne Bier! Wie ein Tiger hatte Werner den günstigen Moment benußt, aber die Eilfertigkeit war nicht mit Vorsicht gepaart, da lagen sie . . . Und die kleinen Hände hielten krausphaft den Krug fest.

Darum also nun eine halbe Stunde gedürstet.

Ich zürnte, aber Werner wischte, schon wieder engelhaft lächelnd, die Bierquellen von dem Rosakleidchen und stopfte den Sand in den Krug . . . Ich rang die Hände, denn mir ahnten die Kriegskosten.

Der Epilog kann fortbleiben . . .

Aber das sage ich: Was helfen vierzig Jahre, wenn vierzehn Monate ihnen ein Schnippchen schlagen? Inbessenen Werner lacht, als ob er sagen wollte: Darum keine Feindschaft nicht! Nichts Mal wieder so!

Darum heißt die Geschichte: Werner und ich!



Hawaii.

(Ein gebichteter Leitartikel.)

Zwei Tausend Meilen entfernt von uns,
Da liegen die Sandwichs-Inseln,
Die will man jetzt per Kongreß-Beschluß
Mit den Sternen und Streifen bepinseln.
Zwei Tausend Meilen! Ein Kapensprung!
Man kann gleich 'rüberlangen,
Man braucht nur ein paar Haken, die
Man steckt auf Bohnenstangen.
Und wenn die nicht langen zur Annexion,
So theilt man die Inseln nach Größen,
Und läßt sie wie schwimmende Butterbröt'
Zu uns herüberflößen.
Auch kann man bei ein'ger Vielhändigkeit
Sie in Kisten ganz hübsch verpacken
Und auf dem „Weekly Instalment Plan“
Ubersenden den Trusifikosaken.
Die Trusifikosaken vom Zuckerreich,
Die haben die Finger dazwischen,
Die annectirten auch Cuba noch,
Wenn sie das nur könnten erwischen.
Das arme Hawaii wird nicht gefragt,
Ist gut nur sich abzurackern,
Und für die Herren Spreckels u. Co.
Die Rübenselder zu adern.
Es schickt sich ganz slavisch und ohne Protest
In die „Abhängigkeits“-Rolle,
Weils unabhängig schon eigentlich ist
Von Haus und Hof und Scholle.
Hawaii, o waii, ihr Butterbröt'
Ihr thut mir leid auf Erden —
Der Trusik hat gar zu groß'n App'it,
Da müßt verschluckt ihr werden.



Dr. Fischer.

Eine Ballade. (Frei nach Goethe.)

Der Briefe Hochfluth schwoll und schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach den Briefen ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Da klopft es an das Thor,
Und mit bewegten Sporen rauscht
Ein General hervor.
Er sprach zu ihm, er sang zu ihm:
„Nun bin ich hier der Herr;
Und ist Dir das nicht angenehm,
So werde Pensionär.
Zwar weiß ich wohl, wie's Fischern ist
So wohlthätig auf den Grund;
Doch trätest Du in Ruhestand,
Du würdest erst gesund.“
Der Briefe Hochfluth schwoll und schwoll,
Dem General ward bang,
Der Fischer dachte wehmuthsvoll
An den verlorenen Fang;
Und wie's im Leben anders kommt
Durch Lücke des Geschicks:
Statt daß die Nix' den Fischer kriegt,
Kriegt Fischer diesmal — nix!

K. T.

Allerlei Humoristisches.

Uebertriebene Gemüthlichkeit.

Herr Bemmchen in Dresden wird eines Nachts durch ein Geräusch geweckt und bemerkt einen Einbrecher an seinem Geldspind. Eine Weile beobachtet Herr Bemmchen, wie sich der Strolch ächzend und schweißtriefend, jedoch vergeblich abmüht; endlich ruft Bemmchen:

„Weß Knebbchen, die Quälerei kann ich Sie nicht länger mit ansehen, hier haben Sie den Schlüssel!“

Seltsame Verwandlung.

„Wie geht Dir's, alter Freund, und was treibst Du jetzt?“
„Erst handelte ich mit Wolle und da saß ich bald in der Tinte, jetzt handle ich mit Tinte und sitze in der Wolle!“

Ein alter Pfarrer im Rheinland

war ein gar fröhlicher Gesellschafter voll Humor und Wit und ein allbeliebter Herr. Nicht selten fügte er auf einen groben Klotz einen Keil, der wirkte. So führte er einst einen jungen Grobian gar flott ab, und zwar in einem Eisenbahnwagen. Als der leutselige Pfarrer einstieg, erlaubte sich ein junger Bursche die Bemerkung: „Kommt schon wieder so ein . . . Pfafe.“

Pächselnd tritt der alte Herr an den Grobian heran und sagt zu ihm: „Hören Sie, es fehlt nicht gar viel, so wären Sie auch ein Pfafe.“

Grobian: „Wie meinen Sie das?“

Pfarrer: „Es fehlt Ihnen nur ein Pf.“

Schallendes Gelächter ertönte; der Bursche aber wurde roth und schwieg.

Nicht befriedigt.

Papa läßt seinen kleinen Hans auf dem Knie reiten. Nach dem dieser das Vergnügen mit bekannter Ausdauer genossen, hält er plötzlich inne und blickt nachdenklich vor sich hin. Dann spricht er: „Weißt du was, Papa?“ — „Nun?“ — „Ich möchte wohl mal auf einem wirklichen Esel reiten!“

Hinter den Coulissen.

Kellner der Theater-Restoration (zum Schauspieler): „Ihr bestelltes Schnitzel ist fertig! Kann ich's servieren?“

Schauspieler: „O ja, ich komme gleich, ich hab' nur noch zu sterben!“

Das half.

Ludwig Devrient spielte einst in dem Stücke „Der geadelte Kaufmann“ mit gewohnter Meisterschaft die Hauptrolle, wurde aber infolge von Rabalen bei jedem Abgange vom Parterre ausgepfiffen. Trotzdem spielte er weiter. Endlich kam eine Scene, in welcher er seinen Haushofmeister ausschelten mußte. Als er am Schlusse dieser Scene abermals das verhängnißvolle Pfeifen im Publikum vernahm, ergriff er plötzlich den Haushofmeister bei der Brust und schrie: „An nichts denkt der Schuft! Er kann es ruhig im ganzen Hause pfeifen hören und sorgt doch nicht für Rattenpulver!“

Ein homerisches Gelächter erfüllte das Theater, und das Pfeifen verstummte. Der Künstler wurde gerufen.

Kindlich.

„Bitt', Herr Bachmann, haben Sie nicht einen Papa ohne kleinen Duden gesehen? Ich bin der kleine Bub!“

Durchsichtig.

Lehrer: „Also, unter durchsichtigen Gegenständen versteht man z. B. das Glas. Paul, kannst Du mir noch einen Gegenstand nennen, durch den man sehen kann?“

Paul (zögernd): „Das Schlüsselloch, Herr Lehrer!“

